Spieglein, Spieglein an der Wand, wer ist der Grösste im ganzen Land?

Autor(en): **Rusterholtz, Ingrid**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **DrogenMagazin : Zeitschrift für Suchtfragen**

Band (Jahr): **21 (1995)**

Heft 5

PDF erstellt am: **27.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-801188

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Spieglein, Spieglein an der Wand, wer ist der Grösste im ganzen Land?[A]

Was zeichnet sogenannt hochentwickelte Gesellschaften aus? Natürlich gibt es viele Antworten auf diese Frage. Eine davon – wohl eine der wesentlichsten – lautet: ihr Grad an Destruktivität.

Von Ingrid Rusterholtz, Leiterin Gleichstellungsbüro Basel-Stadt

Ein ganz und gar ungeheuerlicher Befund, wenn wir uns die Zeit nehmen, ihm gedanklich nachgehen. Es ist nicht die einzige Ungeheuerlichkeit, der wir mit erstaunlicher Gelassenheit begegnen – ansonsten unser Leben unerträglich würde.

Erich Fromm[1], aber auch andere haben herausgearbeitet: Aggressivität wächst mit zunehmender Zivilisation. Aggressivität, Gewalt muss also als eine «Kulturleistung» gesehen und begriffen werden. Als eine sich stetig weiterentwickelnde.

Demgegenüber gilt Friedfertigkeit – gewissermassen der Gegenpol – seit jeher als Kulturleistung. Eine, die aber anscheinend weit weniger Dynamik zu ihrer Entfaltung entwickelt.

Sehen wir uns die beiden zentralen Aussagen noch einmal auf einen Blick an:

- Aggressivität wächst mit zunehmender Zivilisation (das beobachten wir)
- Friedfertigkeit ist eine Kulturleistung (das haben wir gelernt)

Beidem können Sie vermutlich mühelos zustimmen. In der Gegenüberstellung zeigt sich jedoch ein unverkennbarer Widerspruch. Was gilt nun, beziehungsweise was gilt mehr? Ich nehme an, Sie teilen die Meinung, wonach das Zeitalter, in welchem wir leben, weit stärker die Züge einer «Durchsetzungskultur» als die einer «Kooperationskultur» trägt. Was nicht heisst, dass es letztere nicht auch gibt. Es geht also um Gewichtungen, um Übergewicht, Dominanz -und um Aufmerksamkeit: erteilte oder vorenthaltene, auch in den Medien. Machen wir uns nichts vor: Wir, die wir uns der Beförderung der Kooperationskultur verpflichtet fühlen – das tun wir doch?! –, wir gehören aufs Ganze gesehen zu den gesellschaftlichen Leichtgewichten. Es geht uns, wenn wir unsere Vorstellungen formulieren, zumindest in der Tendenz wie den Friedensbewegten in den Nischen der Gesellschaft. Wenn diese nach aussen treten, wirken sie immer irgendwie lästig, störend, werden als naiv abgetan, disqualifiziert oder aber am besten gleich übergangen. Sicher, Friedfertigkeit ist ein liebenswerter, ja erforderlicher individueller Wesenszug. Aber als Programm für den Ernst des Lebens? Da zählt doch anderes! Wie weltfremd! – Welcher Welt fremd?

Einige allgemeine Bemerkungen

Auch wenn es sich bei obigen Feststellungen um Selbstverständlichkeiten handelt, die allseits bekannt sind, so lohnt es sich doch, sie auszusprechen und damit zu vergegenwärtigen – zum Beispiel in ihrer selbstverständlichen Widersprüchlichkeit, aber auch als Wegbereitung für die folgenden Gedankengänge zum Thema Jugendgewalt. Ich werde hier eine ganze Reihe von Selbstverständlichkeiten zur Sprache bringen, wohlwissend, dass «die Welt» stets nach Neuem lechzt. Das Neue, das ich zu bieten habe, ist nicht mehr, aber auch nicht weniger, als einige angebliche oder vermeintliche Selbstverständlichkeiten, die zu unhinterfragter Normalität geworden sind, der Selbstverständlichkeit zu entheben.

Die Auseinandersetzung mit dem Thema (Jugend)Gewalt bedeutet für mich immer auch die Auseinandersetzung mit der Gewaltdiskussion selber. Ich möchte anhand des Gewaltdiskurses zur Jugendgewalt versuchen, einige erhellende Antworten auf in Fachkreisen kaum je gestellte Fragen zu geben.

Ich werde dabei auch die Rolle der Schule im Hinblick auf die gerne als «Phänomen» bezeichnete Jugendgewalt etwas unter die Lupe nehmen – nicht zuletzt, weil Kinder und Jugendliche einen beträchtlichen Teil ihres Alltags in der Schule verbringen und dort nach wie vor eine Menge lernen, auch wenn das gelegentlich in Abrede gestellt wird.

Noch einige kurze Bemerkungen zu den Begriffsbestimmungen: Ich habe eingangs Zivilisation und Kultur quasi gleichgesetzt. Das habe ich mir gestattet, weil diese Begriffe hier nicht zentral stehen. Anders bei den ebenfalls bereits verwendeten und ebenfalls gleichgesetzten Begriffen Aggressivität und Gewalt. Erich Fromm macht angemessenerweise eine Unterscheidung zwischen defensiver, d.h. konstruktiver und destruktiver Aggression, die in vielen theoretischen Auseinandersetzungen fehlt. Da der Autor an genannter Stelle eindeutig von destruktiver Aggressivität spricht, ist die vorgenommene Gleichsetzung sicher zulässig.

A) Der Artikel basiert auf einem Vortrag, den die Autorin am trinationalen ExpertInnenseminar «Jugend und Gewalt» am 31.5.1995 in Waldshut hielt und der für das DrogenMagazin leicht überarbeitet wurde

Während sich allein die Aggressionsforschung bislang nicht auf eine allgemein anerkannte Begriffsbestimmung einigen konnte – angesichts der Vielzahl verschiedener Ansätze verständlich –, werden im Alltag Aggression, Aggressivität, Destruktivität und Gewalt meist synonym verwendet, dies selbstverständlich auch innerhalb des Themenausschnittes Jugendgewalt. Dabei ist ein Sachverhalt besonders hervorzuheben: Gewalt hat immer eine schädigende Wirkung.

Das gemeinsame Voranschreiten von Fortschritt und Gewalt

Wenn wir der Aussage zustimmen müssen, wonach Zivilisation und Gewalt sozusagen Hand in Hand voranschreiten, dann muss das zwangsläufig auch für den Teilbereich Jugendgewalt gelten, ob uns das passt oder nicht. So will es die Logik. Die in Fachkreisen seit langem immer wieder und kontrovers geführte Diskussion pro und contra Zunahme von Jugendgewalt halte ich für ziemlich unproduktiv. Im Zentrum meines Interesses steht jener «Grundmechanismus», das gemeinsame Voranschreiten von – sagen wir mal – Fortschritt und Gewalt. Müssten nicht alle, die sich in irgendeiner Weise mit Gewalt befassen, ein Grundinteresse daran haben, diese bedrohliche «Gesetzmässigkeit» zu fassen, erst mal gedanklich jedenfalls? Statt dessen kommt sie daher, als handle es sich um eine Gegebenheit, von der einfach ausgegangen werden muss. Wo doch die zentrale Frage lauten müsste, wie und aufgrund welcher Bedingungen und Verhältnisse ein solch verheerender «Mechanismus» entstehen konnte, zur Wirkung kam, seine Wirkung entfaltet hat und weiter entfaltet – in all seinen Teilbereichen.
Der Gewaltdiskurs ist gekennzeichnet von der Ausblendung dieser Frage von grösster (nicht allein zivilisationsgeschichtlicher) Relevanz. *«Der gewalttätige Alltag scheint ein nicht aufzuhebender Preis unserer Gesellschaften zu sein. Die grundsätzliche Frage lautet: Sind Hierarchien und Asymmetrien, sind Privilegien und Machtgefälle anders als mit Gewalt durchzusetzen und zu garantieren? Im Klima der Ungleichheit, des Oben und Unten haben wir laufen gelernt. Vielleicht auch deshalb findet die Bekämpfung der sozietalen Gewaltformen keinen Eingang mehr in die Präventionsagenden der Forschenden.»*[2]
Und so werden denn Symptome jener Entwicklung oft genug bereits für Ursachen gehalten, für – in unserem Fall – Jugendgewalt.
Wo immer von Jugendgewalt die Rede ist, folgt eine ganze Reihe von Erklärungen, worauf sie zurückzuführen ist – je nach Forschungsschwerpunkt oder Praxisfeld derer, die zu Wort kommen, mit unterschiedlicher Gewichtung. Neue Veröffentlichungen bereichern die alten Erkenntnisse um neue Zahlen und die Diskussion geht von vorne los. Die gängigsten Aussagen: Kinder und Jugendliche werden gewalttätig

- weil sie selber von klein an Gewalt erlebt haben
- weil sie zu wenig Geborgenheit erleben (broken homes)
- weil ihnen nicht genügend Bewegungsspielraum zugestanden wird
- weil die Schule zuviel verlangt und zu repressiv ist
- weil sie kaum mehr Zukunftsperspektiven haben (Erwerbslosigkeit, Leben in einer sinnentleerten Zeit)
- weil sie zu viel TV, Videos, Brutalos konsumieren

Diese wohlbekannte Aufzählung liesse sich noch ergänzen, als weitere Stichworte seien genannt: Migration, der Einfluss von Peer-groups, sich Respekt verschaffen, Langeweile. (Die letzten beiden Nennungen geben Jugendliche selber häufig an.)

Gewalttätige Jugend – gewalttätige Jungen?

In jüngerer Zeit ist nun noch da und dort zu vernehmen, dass Jugendgewalt hauptsächlich von Jungen ausgeübt wird. Ob einleitend, abschliessend oder irgendwo dazwischen: es bleibt in aller Regel bei dieser Randbemerkung und diese folglich auf den grossen «Rest» der Überlegungen folgenlos. Gewaltdiskurse werden nach wie vor «geschlechtsneutral» d.h. «geschlechtergerecht» geführt. Von Kindern und Jugendlichen ist die Rede, von Schülerinnen und Schülern. Diese sprachliche Konsequenz, ansonsten von Frauen mit unterschiedlichem Erfolg gefordert, macht die aufmerksame Leserin und den ebensolchen Leser schon etwas hellhörig.
Doch zurück von der Sprache auf den Boden der Realität – zunächst in eigener Sache. Die Ergänzung der vertrauten Aufzählung von Gründen für Jugendgewalt um den Faktor Geschlecht macht sich bei mir wie folgt bemerkbar: Früher wurde ich als potentielle Referentin zum Thema Gewalt oft ungefragt dem Themenbereich Gewalt gegen Frauen zugeordnet und musste dann meine Schwerpunkte klarstellen. Heute vermutet man von mir hingegen viel eher, ich würde in eine allgemeine Diskussion wie etwa die heutige wohl den «Geschlechteraspekt» einbringen wollen. Wie oft habe ich dieses Wort schon gehört; bis zum Überdruss!
Das Geschlecht – gelegentlich erwähnt, meistens (noch) übergangen – ist kein «Aspekt» in diesem Diskurs! Es ist die signifikanteste Gemeinsamkeit, der breiteste gemeinsame Nenner auf Seiten der Akteure! Die Geschlechtszugehörigkeit spielt innerhalb eines jeden der zuvor aufgezählten Problembereiche eine entscheidende Rolle. Kinder und Jugendliche, die von der jeweiligen Pro-

«Plisch und Plum»,
von Wilhelm Busch aus «Lustige Streiche»

blematik ähnlich betroffen sind, reagieren zum einen individuell darauf, zum andern aber signifikant unterschiedlich je nach Geschlecht.

Eine Sichterweiterung tut Not

Sehen wir uns die Auflistung von vorhin noch einmal unter einer geschlechterdifferenten Optik an:

- Kleine Jungen werden Untersuchungen zufolge etwas häufiger geschlagen als Mädchen, diese erleiden hingegen mehr als doppelt so oft wie Jungen sexuelle Gewalt.
- Mädchen geben seltener als Knaben an, sie würden sich zu Hause wohl fühlen.
- Der vorhandene Bewegungsraum ist sicher für alle Stadtkinder nicht ausreichend, zudem aber ungleich zwischen den Geschlechtern verteilt. Werfen Sie einen Blick auf einen Pausenplatz, in einen Jugendtreff.
- Die Schule verlangt – vordergründig – von allen den gleichen Einsatz, von Mädchen aber angepassteres Verhalten.
- Als potentielle «Ernährer» stehen Knaben mental unter stärkerem Druck (real reicht für immer breitere Kreise nur ein Einkommen längst nicht mehr aus), sie haben aber, trotz insgesamt schlechterer Schulleistungen die besseren Chancen im Erwerbsleben als die Mädchen. Frauen sind stärker von Erwerbslosigkeit betroffen.
- Die einschlägigen Videos werden von beiden Geschlechtern konsumiert, häufiger aber von Knaben (Die Menge ist das eine, die «Qualität» das andere.).

Durch diese erweiterte Betrachtung geraten die verfügbaren Erklärungsansätze arg ins Wanken. Würden all diese Erklärungsversuche für die Ursache von Gewalt in ihrer angeblichen Allgemeingültigkeit zutreffen, dann gäbe es nur eine einzige logische Schlussfolgerung: die Mädchen müssten eindeutig am gewalttätigsten sein.

Zum möglichen Einwand, die Geschlechtszugehörigkeit der jugendlichen Täter sei doch eh allen klar: Wie wir soeben festgestellt haben, bleibt dieses Wissen, da nicht problematisiert, weitherum folgenlos. Der blosse Hinweis auf die Knaben vermag nichts zu klären, er bleibt damit ein eigentlich überflüssiger Zusatz. Zur Veranschaulichung: Anlässlich einer Fernsehdiskussion zum Thema Gewalt in den Schulen berichtete ein Polizeioffizier über eine Massenfestnahme von Jugendlichen und erwähnte dabei, unter den 130 Festgenommenen sei ein Mädchen gewesen. Niemand nahm von dieser Aussage Notiz, statt dessen widmete sich die Runde für den Rest der Sendezeit dem hohen Ausländeranteil. Der 99,93%–Burschenanteil war kein Thema – und somit einmal mehr ausserhalb der Überlegungen zu möglichen Lösungsansätzen.

Es geht nicht darum, die herkömmlichen Erklärungen von Grund auf anzuzweifeln. Alle genannten Bereiche bedürfen weiterhin der intensiven Auseinandersetzung und des Bemühens um Verbesserungen für die betroffenen Kinder und Jugendlichen. Aber als Begründung für das Entstehen von gewalttätigem Verhalten reichen die aufgeführten Bedingungen nicht aus, angesichts der Tatsache, dass ihnen Mädchen wie Jungen ausgesetzt sind, Jugendgewalt jedoch zu mehr als 90% ein «Jungenphänomen» ist. **Das bedeutet dann aber – und das ist entscheidend –, dass die gängigen Erklärungversuche am Kern der Problematik vorbeiweisen und das Problem somit nicht an der Wurzel zu fassen, nicht adäquat anzugehen ist.** Genau dies ist aber das Ziel wirkungsvoller Präventionsarbeit.

Eine Sichtkorrektur steht an, denn, wenn nur ein Teil eines Ganzen betrachtet, dieser Teil aber für das Ganze gehalten wird, dann werden die Schlussfolgerungen auf das Ganze falsch, auch wenn partiell Richtiges ausgesagt wird.

Paradoxa

Es ist keine bequeme Angelegenheit, den Finger auf den wunden Punkt dieser Sichtbeeinträchtigung zu legen. Solche Feststellungen lösen – obwohl seit Jahrzehnten aus den Statistiken der angezeigten Delikte herauszulesen – meist mehr Betretenheit aus als Freude über einen Handlungsansatz, der doch vielversprechend wirken müsste. Es ist mir sehr daran gelegen, hier mit allem Nachdruck zu betonen: Es geht nicht um Schuldzuweisung; es kann auch nicht um Schuldzuweisung gehen, wenn wir weiterkommen wollen. Es geht ebensowenig um Freispruch. Selbstverständlich haben auch die Mädchen ihre Rollen in diesem komplexen Gefüge. Bei rassistischen Ausschreitungen, um ein Beispiel zu nennen, treten sie etwa als Bewunderinnen der Akteure, als applaudierendes Publikum auf und können das Geschehen erheblich anheizen. Dass Mädchen mittun oder manchmal auch mehr, ist jedoch kein Grund, die Geschlechterfrage abzuhaken. Zum Vergleich: Niemandem würde es einfallen, schwierige Familienverhältnisse – eine stark favorisierte Begründung für Jugendgewalt innerhalb der gängigen Betrachtungen – nicht mehr zu beachten, weil sich bekanntlich auch Jugendliche aus sogenannt intakten Familien gewalttätig verhalten. (Deren Anteil, nebenbei, macht mittlerweile fast die Hälfte aus, was diese Theorie in sich schon in Frage stellt.)

Wir kommen hier um die Auseinandersetzung mit dem Geschlecht nicht herum. Nochmals: zwecks Erhellung, nicht zwecks Anklage.

Was also führt dazu, dass es zum überwiegenden Teil Männer und Buben sind, die gewalttätig werden? Was dazu, dass dieser breiteste gemeinsame Nenner allenfalls als beiläufige Bemerkung Erwähnung findet? Ein Hauptgrund für letzteres, für den seltsamen Umgang mit diesem Tatbestand und seine, wie es scheint, fehlende Erklärungsbedürftigkeit liegt, wie bereits angetippt, in dessen Selbstverständlichkeit, «Normalität». Und was normal ist, wird bekanntlich zuallerletzt hinterfragt. Wir haben es mit einem eigentlichen Paradoxon zu tun:

Die Geschlechterdifferenz wird sowohl vorausgesetzt als auch ignoriert. Sie ist selbstverständlich, wird anerkannt und gleichzeitig negiert, tabuisiert.

Mann, oh Mann

Wenn wir der ersten Frage nachgehen – der Frage: Wieso sind überwiegend Buben und Männer gewalttätig? – treffen wir zunächst wieder auf lauter Selbstverständlichkeiten.

Ich gehe davon aus, dass alle Kinder bei ihrer Geburt über die ganze Palette von Fähigkeiten, Neigungen, Möglichkeiten und Anlagen verfügen – jeweils mit individuellen Unterschieden natürlich. Es ist also naheliegend, dass wir somit bei der Geschlechtersozialisation nachzuforschen haben.

Was von einem «richtigen Knaben» erwartet wird, ist die beste Vorbereitung auf jene Verhaltensweisen, über welche sich die Erwachsenenwelt dann anschliessend wundert: *«Ein richtiger Knabe ist anderen überlegen und setzt sich durch. Er zeigt niemals Schwäche, hat keine Angst, weint nicht, ist kerngesund und hat einen sportlichen Körper. ... Zudem bekommt ein Knabe die Botschaft mit: All dies kannst du! und wird so zum Helden erklärt. ... Die erzwungene Orientierung an diesem «Superman-Leitbild» führt zu einer ersten frühen Überforderung von Knaben.»*[3]

Zwar pressen heutzutage zunehmend weniger Eltern ihre kleinen Söhne in dieses Klischee, doch jeder lernt es umgehend kennen, wenn nicht an Papa, dann auf dem Spielplatz, im Bilderbuch, auf der Plakatwand, im Fernsehen. Auch wer nicht zum Helden erklärt wird, lernt und weiss: Der Superlativ vom Mann ist zweifellos der Held. An dieser Messlatte scheinen die wenigsten Knaben unten durch zu können, doch für welchen steht sie nicht zu hoch? Der in der Gewaltprävention tätige Ronald Halbright macht klar, von Jungen würde geradezu erwartet, dass sie gewaltbereit seien; entsprechend äussern sich die Kinder, mit denen er arbeitet – Jungen wie Mädchen. Jungen befinden sich auf einer regelrechten Gratwanderung. Ein und dasselbe Verhalten wird unter Umständen quittiert mit Akzeptanz, Anerkennung, Ambivalenz, Ablehnung. Bei all den widersprüchlichen Botschaften gelten die meisten dann aber wohl doch

lieber als zu hart als zu weich; jedenfalls ausserhalb der eigenen vier Wände. Wieso? Warum ist das so selbstverständlich? Weshalb sind wir geneigt, einen schwierigen Jungen besser zu akzeptieren als einen, der immerzu brav ist? Mehr noch: Halten wir nicht jenen für «normaler», als diesen, fragen wir uns nicht eher bei diesem besorgt: Stimmt bei dem etwas nicht? Und noch etwas: Ist es nicht so, dass wir dem schwierigen, wenn wir ganz ehrlich sind, mehr Achtung entgegenbringen als dem braven?

Teile und herrsche

Diese Fragen machen deutlich: Nicht nur unser Denken, sondern auch unser sogenanntes «Normalempfinden» ist korrekturbedürftig. Wir kommen mit diesen Fragen auf die Fährte von Einspurungen, die sich als brainwashing im grossen Stil bezeichnen lassen. Kehren wir an dieser Stelle nochmals – in notwendiger Verkürzung – zur «Durchsetzungskultur» und zur «Kooperationskultur» zurück. Müssten die beiden lokalisiert werden, die eine würde wohl der Erwerbswelt, der «Aussenwelt», die andere dem Privatleben, der «Innenwelt» zugeordnet. Müssig zu sagen, dass dies weder da noch dort in Reinkultur zutrifft (ein Gedanke ans Stichwort häusliche Gewalt genügt). Aber gedacht war es so; mitsamt der Geschlechterzuordnung zu den beiden Welten und auch mitsamt den an die beiden Geschlechter gebundenen «Eigenschaften»: Dem Mann die Öffentlichkeit, die Durchsetzungskraft und was wir sonst noch alles an männlichen Klischees kennen, die sich bis heute erhalten haben. Der Frau das Heim, die Fürsorge um die Lieben oder eben – gemäss den verwendeten Begriffen – die Kooperationsfähigkeit und eine Reihe weiterer zu weiblichen erklärten Fähigkeiten.

Die Gedankensysteme waren natürlich längst errichtet, als die wirtschaftlichen Verhältnisse eine solche Zweiteilung überhaupt erst erlaubten. Die Konstituierung der Geschlechtercharaktere fällt in die Zeit der Industrialisierung; sie muss als eine interessengebundene Konstruktion der damaligen bürgerlichen Gesellschaft gesehen werden. Die neuen Chancen für wirtschaftliche und politische Tätigkeit konnten die Männer nur durch die strenge Trennung des öffentlichen und des privaten Raumes voll ausschöpfen, für die jetzt erstmals die materiellen Voraussetzungen gegeben waren. Die zugeschriebenen Rollen mussten von beiden Geschlechtern erlernt werden, sollten sie als Erwachsene in einer derart dualen Gesellschaft bestehen können. Wir finden in der bürgerlichen Erziehung jener Zeit eine sehr starke Geschlechterzurichtung, wie es die Historikerin Heidi Witzig ausdrückt. Der männliche Geschlechtscharakter schloss die Delegation sämtlicher

sozialer und emotionaler «Eigenschaften» an die Frauen mit ein. Diese Abspaltung ist längst zuvor schon auszumachen, sie manifestiert sich – auf abstrakter Ebene – etwa in den aufkommenden Wissenschaften der Neuzeit: in der Trennung von (höher gewertetem) Geist und (minderwertiger) Materie. Die Entsprechung dieser Abspaltung in den Geschlechterrollen ist selbstverständlich keine Erfindung dieser späten Zeit. Da jedoch bis anhin über 90% der Menschen – Frauen, Männer und Kinder – hart arbeiten mussten, um sich allein das Überleben zu sichern, war die bestimmende Rolle für das Gros der Menschen bis ins letzte Jahrhundert nicht die Geschlechterrolle, sondern die Arbeitsrolle. Erst jetzt vermochten sich die Geschlechterbilder flächendeckend in den Köpfen festzusetzen. Die Einführung der obligatorischen Volksschule für alle Kinder trug das ihre zur Geschlechtereinspurung bei.

Schule und Gewalt – noch eine Leerstelle

In den Anfangszeiten der obligatorischen Schule war klar, welchem Geschlecht welcher Platz zukommt: den Knaben die Pulte im Zentrum, den Mädchen die Bänke den Wänden entlang, wie uns z.B. das bekannte Gemälde von Albert Anker «die Dorfschule» vor Augen führt. Wie steht es nun aber damit im Zeitalter der Gleichberechtigung, der Partnerschaft, des bereits ausgerufenen Postfeminismus? Die unterschiedliche Behandlung von Mädchen und Jungen gilt seit der Einführung der Koedukation als überwunden. Sie galt es jedenfalls, bis die in den letzten Jahren neu entbrannte Koedukations-Debatte diesen Glauben zu stören begann.
Ich will an dieser Stelle die andere Schuldebatte einblenden, jene zum Thema Schule und Gewalt: Punkto physischer Gewalt ist dann etwa die Rede von der zunehmenden Brutalität auf dem Pausenplatz, vom zunehmenden Vandalismus an Einrichtungsgegenständen oder von der steigenden Aggressivität der Lehrkräfte. Was der Institution Schule selber an Gewalt angelastet, beziehungsweise, was in «schul-selbst-kritischer» Weise an gewaltfördernden Bedingungen ausgemacht wird, wurde bereits erwähnt: Kinder und Jugendliche werden gewalttätig, weil die Schule zuviel verlangt und zu repressiv ist. Diese strukturelle, in ihrer Wirkungsweise psychische Gewalt, kennen wir unter den Stichworten Wissensvermittlung unter Stoff- und Leistungsdruck, normierende Verhaltenserwartungen, zum Beispiel hinsichtlich Anstand, Sauberkeit, Pünktlichkeit etc. Im weiteren wird erkannt, dass sich bei sozial benachteiligten und/oder einer fremden Nationalität zugehörigen Kindern die Gewaltproblematik verstärken kann.
Soweit der allgemeine Erkenntnisstand. Darüber hinaus werden jedoch in jedem Schulzimmer tagtäglich und in jeder Schulstunde Bedingungen für Gewalttätigkeit geschaffen, die normalerweise nicht als solche wahrgenommen werden. Sie haben im allgemeinen Bewusstsein nichts mit Gewalt zu tun, sind Teil alltäglicher Normalität.
Kehren wir für diese Betrachtung zu unserem Schulvergleich zu früheren Zeiten zurück. Im Gegensatz zu den Anfängen der obligatorischen Schule werden heute nach weitverbreiteter Meinung nicht mehr Mädchen und Jungen unterrichtet, sondern «einfach Kinder». Empirische Untersuchungen kommen allerdings zu ganz anderen Ergebnissen. Die Koedukationsforschung bringt eine Fülle von Erkenntnissen an den Tag, die auch für die Diskussion über Jugendgewalt von unschätzbarem Wert wären. Doch die beiden Diskurse wollen nicht so recht zueinander finden.

Unterricht: Wegbereitung zu Jungengewalt?

Die Schule ist bekanntlich sowohl Bildungsinstitution als auch Sozialisationsort. Selbstverständlich sind die beiden Bereiche wechselwirkend miteinander verbunden. Das bedeutet unter anderem auch, dass die Interaktionen zwischen Schülerinnen, Schülern und Lehrkräften beeinflusst sind vom Wissen, das vermittelt wird. Was sich da so simpel anhört, ist anscheinend keineswegs allgemein bekannt, jedenfalls im Hinblick auf die Folgen – sonst wären die Lehrpläne längst umgeschrieben. Ein paar wenige Aussagen und Beispiele müssen hier genügen für eine Veranschaulichung im Hinblick auf unser Thema.
Die Neue Schulforschung kommt zu folgender Quintessenz: Die Schule bietet den Jungen ein ideales Übungsfeld zur Sicherung männlicher Überlegenheit, während sich das Selbstvertrauen der Mädchen ungleich bescheidener entwickelt.[4] Diese lernen im Verlaufe ihrer Schulzeit, der eigenen Unterlegenheit letztlich zuzustimmen. Trotz mittlerweile mehr als 20jähriger Lehrmittelkritik orientiert sich die Schule nach wie vor an der männlichen Lebenswelt. Die kommt aber als allgemeine daher, d.h. es wird kaum bemerkt, dass die Erfahrungen von Frauen, dort, wo sie von denen der Männer abweichen, ausgegrenzt sind. Dazu – weil das so ungeheuerlich und unglaubwürdig tönt – ein Beispiel: Die Schweiz rühmt sich, die älteste Demokratie Mitteleuropas zu sein. Doch die Schweizerinnen können erst seit 24 Jahren wählen und abstimmen. Mit einer Sicht auf alle erwachsenen Menschen schweizerischer Nationalität ist unsere Demokratie vor kurzem erst volljährig geworden. Wir kennen die Begriffe Stimmrecht und Frauenstimmrecht. Mit einer Sicht auf alle müssten wir für die Zeit vor 1971 vom Män-

nerstimmrecht reden, seit 1971 vom uneingeschränkten Erwachsenenstimmrecht, kurz Stimmrecht. Ich brauche Ihnen nicht zu erklären, welche Konfusionen diese wirklich allgemeine Betrachtungsweise, konsequent vertreten, auslösen würde. Die androzentrische Sichtweise ist die «allgemeine», die normale. Und weil sie uns allen so selbstverständlich ist, ist es so schwierig, die Lehrinhalte umzugestalten – über ein paar «beigefügte» Frauen hinaus.

Wir kennen auch die Begriffe Sprache und Frauensprache bzw. nichtsexistische Sprache. Statt Männersprache und Sprache, die allen gerecht wird bzw. einfach Sprache.

Wir haben alle gelernt, dass Sprache und Denken eng miteinander verknüpft sind, eine Binsenwahrheit sozusagen. Als aber sprachbewusste Frauen in der Sprache nicht mehr nur «mitgemeint», sondern explizit genannt werden wollten, da schrumpfte jene philosophische Erkenntnis zum erklärten Formalismus; dafür wuchsen die Frauen an: zu Übeltäterinnen an der unschuldigen Sprache. Wer aber in der Sprache nicht vorkommt, verschwindet tatsächlich auch im Denken: zu mehr als 70%, wie linguistische Studien belegen. Auch diese alte Leier ist bekannt. Trotzdem gilt nach wie vor die Grammatikregel: 1 Schülerin und 1 Schüler sind 2 Schüler, 20 Schülerinnen und 1 Schüler sind 21 Schüler.

Haben Sie sich schon einmal überlegt, was ein Knabe empfinden könnte, wenn ihm bewusst wird, dass seine alleinige Anwesenheit eine ganze Mädchenschar zum Verschwinden bringen kann, sprachlich? Was empfindet er wohl gegenüber sich selber? Was gegenüber den Mädchen? Die Sprache vermittelt – wie die Lehrinhalte – die soziale Botschaft:

- Mannsein ist die Norm von Menschsein
- Frausein ist die Abweichung von dieser Norm

Eine Aussage über Schüler, Sozialarbeiter, Staatsanwälte oder Referenten kann Schülerinnen, Sozialarbeiterinnen, Staatsanwältinnen oder Referentinnen miteinschliessen.

Eine Aussage über Schülerinnen, Sozialarbeiterinnen, Staatsanwältinnen oder Referentinnen hat dagegen keine Aussagekraft über Schüler, Sozialarbeiter, Staatsanwälte oder Referenten. Lauter zu Normalität geronnene Selbstverständlichkeiten; strukturelle Gewalt, für die wir noch nicht einmal eine Empfindung haben.

Die Ausgrenzung der Mädchen: die Überheblichkeit der Jungen

Die sprachliche, historische, aber auch aktuell-inhaltliche Ausgrenzung der Mädchen und Frauen und ihrer Leistungen führt bei den Jungen zu einer «Befindlichkeit», die bei einem Gefühl der eigenen Wichtigkeit, der Vorrangigkeit, der

Überlegenheit anfängt, die sich steigern kann zu einer Haltung der Überheblichkeit, Arroganz, Dominanz. Mädchen, ihre Ansprüche und Wünsche brauchen nicht ernstgenommen, können übergangen werden. Fliessende Übergänge, wenig beachtet, bis zu körperlichen Übergriffen, auch sexuellen, die dann endlich als Gewalt wahrgenommen werden; die Jünglinge unter Umständen inzwischen angelangt beim Machismo total. Selbstverständlich ist nicht allein das unterrichtete «Bildungsgut» für diese Jungenbefindlichkeit verantwortlich, es leistet aber einen völlig unterschätzten Beitrag.

Überheblichkeit ist eine Haltung, die zum Anspruch werden kann: Überlegenheitsanspruch. Er entwickelt sich im Geschlechterverhältnis, an den Mädchen. In der täglichen Konstruktion von Geschlechterhierarchie und Abwertung wird er erprobt, eingeübt, gefestigt. Und das eintrainierte Gebaren prägt dann auch das Verhalten der Jungen und Burschen untereinander; genaugenommen beginnt hier erst die «richtige» Herausforderung. – Mann misst sich unter sich; nicht mit Mädchen.

«Weibliche» Werte sind allgemeinmenschliche Werte

Der Zwang zum Superlativ – «Ich bin der Grösste» – bringt viele Jungen in einen von der Schule nach wie vor völlig unterschätzten Stress. Dass es heute vielen nicht mehr gelingt, sich in der verhängnisvollen Nähe von sozialer Männlichkeit – nicht zu verwechseln mit Männlichkeit – und Gewalt zurechtzufinden, braucht eigentlich nicht zu verwundern. Ein Bub ist noch lange ein Lausbub, auch wenn er tätlich wird, er ist noch lange innerhalb der Norm. Die Männerforscher Gerhard Hafner und Christian Spoden halten fest: *«Gewalt ist integraler Bestandteil herrschender Männlichkeit.»*[5] Diese Aussage legt den folgenden Schluss nahe: Jugendliche Gewalttäter verhalten sich keineswegs normabweichend, sondern normüberangepasst. Sie haben die Norm, sich durchsetzen zu müssen, derart verinnerlicht, dass sie gewalttätig werden «müssen», wenn andere Wege, dieser Norm zu entsprechen, versperrt sind.

«Die Drachen»,
von Wilhelm Busch aus «Lustige Streiche»

Da sozial konstruktives Verhalten den Mädchen zugeschrieben wird – ein weiterer Bestandteil gesellschaftlicher Norm – kann es, noch dazu bei deren Zweitrangigkeit, gar keine anzustrebende Option für Jungen sein. Wer nicht als «weibisch» gelten will, setzt sich am besten über kooperatives Verhalten hinweg. Die Wechselwirkungen, die da zum Tragen kommen, haben nicht allein mit den Geschlechtern zu tun, sondern auch mit den an sie gebundenen und entsprechend ge- oder entwerteten Werten. Das bedeutet, dass die sogenannt «weiblichen» Eigenschaften – die eigentlich allgemeinmenschliche sind! – mit den Frauen zusammen zweitrangig geworden sind. Und die Durchsetzungskultur auf dem Vormarsch bleibt, wenn wir nicht alles daransetzen, diese Abspaltungen zu durchschauen und zu überwinden.

Gewaltprävention

Gewalt und Sucht gelten in Fachkreisen beide als Symptom. Der gesellschaftliche Umgang mit diesen beiden Symptomen ist jedoch ein sehr unterschiedlicher. Wenn wir vergleichen, wieviel in der Suchtprävention unternommen wird und wieviel in Gewaltprävention, dann stellen wir fest: hier ungleich mehr (auch wenn es den Suchtfachleuten immer noch zuwenig ist) als da. Die Gewaltprävention steckt noch in den Kinderschuhen. Das hat natürlich seine Gründe. Eine fundierte Analyse würde den hier vorgegebenen Rahmen bei weitem sprengen. Ich bin aber überzeugt, Sie können sich den einen oder anderen Reim selber machen.

Ich hoffe, es ist mir gelungen, einige wesentliche Zusammenhänge aufzuzeigen, die ohne eine geschlechterdifferente Betrachtungsweise nicht sichtbar werden. Gewaltpräventionsarbeit kann – zumindest längerfristig – nur nachhaltig wirksam sein auf der Grundlage geschlechtsspezifischer Arbeit, der Arbeit an Männerbildern und Frauenbildern als primäre Prävention. Gefragt ist Kontinuität, Alltagsarbeit. Kriseninterventionen können für den Moment hilfreich sein, doch ohne kontinuierliche, bewusste Alltagsarbeit der unmittelbaren Bezugspersonen ist voraussichtlich bald einmal wieder alles beim alten.

Der Erziehungswissenschaftler Burkhard Oelemann: *«Unsere Arbeit ... beweist tagtäglich, dass nicht das Wie der Gewalt der Knackpunkt sein kann, sondern einzig und allein die Auseinandersetzung mit der Orientierungslosigkeit der Männer und Jungen.»*[6] Das kann dann aber wohl nur bedeuten, dass wir zum Thema Gewalt nicht in vertrauter Manier einfach mit «Kindern» oder «Ju-

gendlichen» arbeiten, sondern – auch in der koeduzierten Schule – nach Zugangsweisen zu suchen haben, die beiden Geschlechtern gerecht werden. Indem dies angemahnt wird, realisieren wir gleichzeitig, wie wenig im allgemeinen darauf geachtet wird, dass sich die Mädchen im Schulstoff wiederfinden.
Wie Suchtprävention von gesundem Leben auszugehen hat, Aidsprävention von lustvoller Sexualität, von Liebe auszugehen hat und Ausbeutungsprävention von angenehmen Berührungen, von Zärtlichkeit, so hat auch Gewaltprävention von freundschaftlichen Beziehungen, von guten Körperkontakten auszugehen. Der Sozialpädagoge Ronald Halbright berichtet aus seiner Arbeit mit Schulklassen, Jungen hätten oft grosse Mühe, sich gegenseitig auf behutsame Weise zu berühren. Entscheidet die Lehrperson, diese Mühe zu bearbeiten, dann wird sogleich offensichtlich, dass die Mädchen die vorhandene Zeit besser nutzen könnten. Indem sie sich naheliegenderweise einer Aufgabe widmen, bei der sie für sich, für ihre spezifischen Probleme etwas lernen können. Es gibt heute dazu gewiss genug Ansatzpunkte und Material. Wenn sich am Thema Gewalt in der Schule die schulische Selbstverständlichkeit wiederholt, wonach die Mädchen einfach teilhaben an dem, was die Jungen bewegt und interessiert, dann ist das doppelt grotesk (aber heute noch ziemlich wahrscheinlich): Der Circulus mit den Jungen im Zentrum wiederholt sich dann selbst bei dem Thema, das als Gewaltprävention gedacht ist – und wird zum Zirkelschluss. Dabei müsste Präventionsarbeit genau diesen Circulus mit den Jungen im Zentrum aufbrechen.
Jugendgewalt, Jungengewalt hat systemisch bedingte Ursachen. Wir arbeiten zwar individuell, mit Gruppen oder Klassen am Gewaltproblem, brauchen für diese Arbeit aber unbedingt einen geschärften Blick für all die angesprochenen gesellschaftlichen «Normalitäten». Hier sind wir alle in hohem Mass gefordert; intellektuell und emotional. Und die Männer sind zusätzlich gefragt: als Vorbilder.

Parteiliche Mädchenarbeit / antisexistische Jungenarbeit

Mädchen und Jungen, Frauen und Männer brauchen angesichts ihrer je geschlechtsspezifisch unterschiedlichen Situation also Unterschiedliches, um friedens- bzw. konfliktfähig – was letztlich eins ist – zu werden. Sie brauchen in unterschiedlichen Bereichen Unterstützung, Förderung aber auch Forderungen. Die Neue Bildungsforschung spricht von parteilicher Mädchenarbeit – parteilich bedeutet, auf die Mädchen und ihre Lebenswelt, ihre Anliegen, ihre Probleme zentriert – und von antisexistischer Jungenarbeit. Auch die ist parteilich, auf die Jungen und die Verbesserung ihrer Situation bezogen. Damit versteht sich von selbst, dass geschlechtsspezifische Jugendarbeit immer auch Arbeit in geschlechtergetrennten Gruppen erfordert.
Von den Mädchen und ihrer Befindlichkeit war hier kaum die Rede. Das mag zwar vom Thema her einleuchten, mir liegt aber daran, diese Selbstverständlichkeit nicht sich selbst zu überlassen, sondern explizit zu benennen, passt sie doch exakt in das Muster der üblichen Ausgrenzung. Der heutige Focus auf die Jungen bedarf dringend der Balance an Auseinandersetzung mit den Mädchen. Ich möchte auffordern, liebe Leserin, lieber Leser, die Einseitigkeit in diesem Artikel Ihrerseits auszugleichen, die Balance in ihrem praktischen Alltag herzustellen, Tag für Tag und stets von neuem – bis sie eine Selbstverständlichkeit ist. ■

1 Fromm E. Die Anatomie der menschlichen Destruktivität, Stuttgart 1974
2 Godenzi A. Gewalt im sozialen Nahraum, Basel und Frankfurt am Main 1993
3 Neutzling R., Schnack D. Kleine Helden in Not. Jungen auf der Suche nach Männlichkeit, Reinbek bei Hamburg 1992
4 Horstkämper M. Schule, Geschlecht und Selbstvertrauen, Weinheim 1987
5 Hafner G., Spoden Ch. Möglichkeiten zur Veränderung gewalttätiger Männer im Rahmen einer Männerberatungsstelle, Berlin 1991)
6 Oelemann B. Warum Mütter aus Jungen keine Männer machen können, Zeitschrift Claire, Nr. 4/94)

Inserat

Mas d'arc-en-ciel ist eine private Einrichtung für die stationäre Drogenrehabilitation, mit einer Therapiestätte im Südwesten von Frankreich. Wir suchen Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen, die Erfahrung in der Therapie und Arbeit mit ehemals abhängigen Menschen haben.

Sozialarbeiter /Sozialarbeiterinnnen
Praktikanten / Praktikantinnen

mit Initiative und Teamgeist und der Bereitschaft, in Frankreich zu leben, bieten wir interessante Stellen.
Kurzbewerbung und Anfragen:
Mas d'arc-en-ciel, Postfach 114
8272 Emmatingen, Tel 072/28 20 80